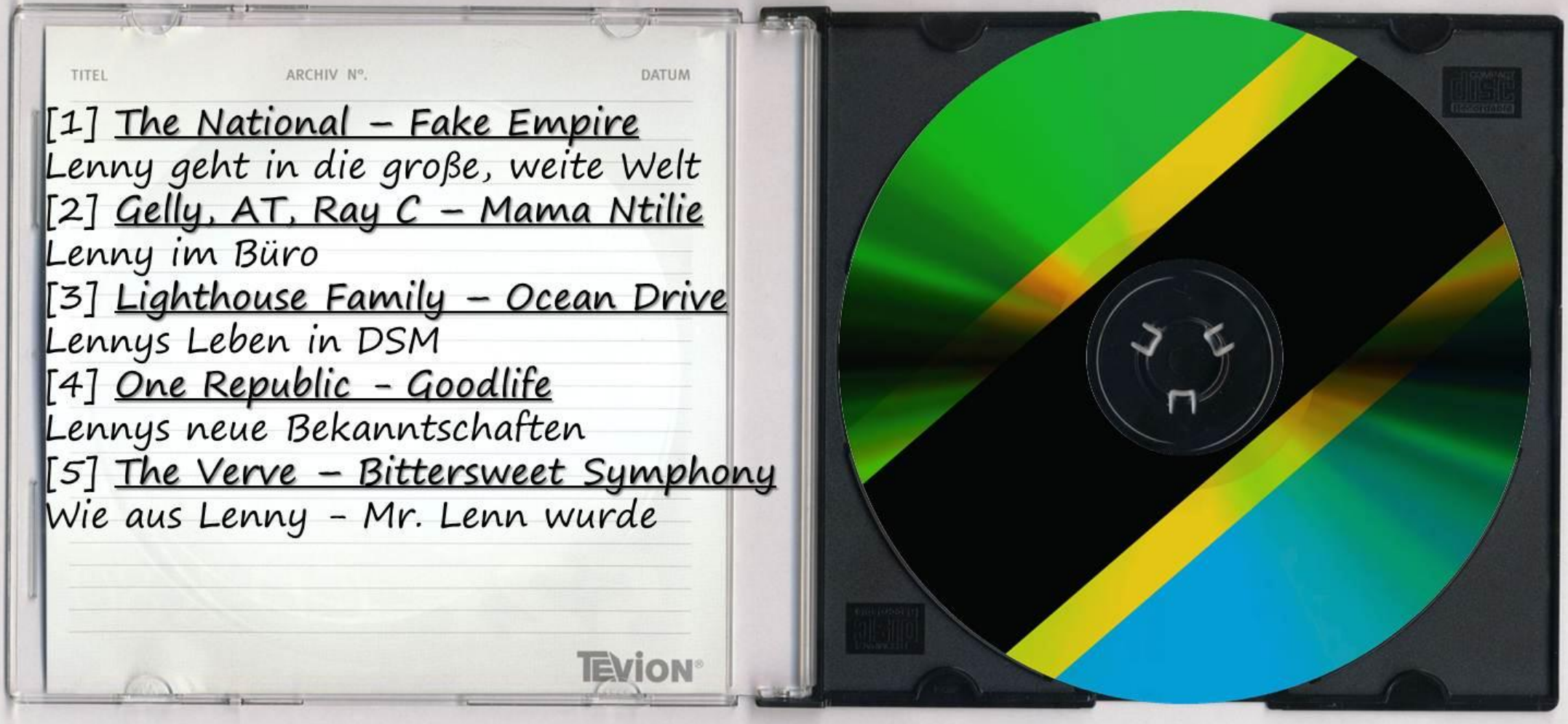

TITEL
ARCHIV N°.
DATUM
[1] The National – Fake Empire
Lenny geht in die große, weite Welt
[2] Gelly, AT, Ray C – Mama Ntilie
Lenny im Büro
[3] Lighthouse Family – Ocean Drive
Lennys Leben in DSM
[4] One Republic - Goodlife
Lennys neue Bekanntschaften
[5] The Verve – Bittersweet Symphony
Wie aus Lenny - Mr. Lenn wurde
TEVION

# Tansania 10/11 – Der inoffizielle Soundtrack

*Ein audiologischer Abschlussbericht von Lennard [redacted], TAREA-DSM, DTP 10/11*

## Intro

Wir schreiben den 5.8.2011, als ich anfange, die ersten Gedanken für meinen Abschlussbericht niederzuschreiben. Meine Sachen sind schon halb gepackt, der Fußboden ist mit dreckiger Wäsche und offenen Koffern gesäumt. Wieder einmal drängt sich mir die unvermeidliche Frage auf: Warum hat das Leben bloß keinen Soundtrack? Nicht nur heute hätte eine musikalische Unterlegung nur allzu gut gepasst. Wie oft lag ich abends in meinem Bett gelegen und habe meine Lieblingsplaylist hoch- und runtergehört? Das gleiche jeden Morgen im Dalla. Selbst für mich, der musikalisch eigentlich nicht sehr bewandert ist, gehört Musik zum Dar Es Salaamer Alltag unbedingt dazu. Was gibt es da besseres, als ein autobiographisch-angehauchten Abschlussbericht, der quasi ‚audiologisch' aufgebaut ist?

Zugegeben, ich habe mich dazu von einem Bericht aus dem Jahrgang 2007-2008 inspirieren lassen. Doch auch so war mein Jahr durchweg von unterschwelligen Stimmungen geprägt, deren Essenz sich (selbst für mich) nur bei musikalischer Untermalung voll entfaltet. Auch die blumigsten Worte können nur ansatzweise andeuten, was sich wirklich in dem Kopf eines 20-jährigen Freiwilligen abgespielt hat. Da jedoch genau dies thematisiert werden soll, steht nun jedem Kapitel ein Lied Pate. Die Liste ist bunt gemischt und passt von Titel und Wortlaut nicht immer zum Inhalt, doch das ist nebensächlich. Für den ein oder anderen mögen einige Lieder sicherlich andere Empfindungen wecken als bei mir, doch solange das Kopfkino läuft, erfüllt die Musik ihren Dienst.

Per Klick auf die jeweiligen Kapitelüberschriften können die Lieder kostenfrei im Internet angehört werden.

Trotz meiner anfänglichen Begeisterung für den Bericht, musste ich mir die Zeilen teilweise mühsam aus der Nase ziehen. Teils, weil die Sachverhalte ausgelutscht sind und ich mir schon vor Monaten deswegen die Finger wundgeschrieben habe, teils, weil das Zurückdenken nicht immer angenehm ist. Auch meine Kreativität hatte zuweilen ihre Durchhänger, doch hoffe ich stark, dass dem geneigten Lesen die 14 Seiten trotzdem nicht zu langatmig vorkommen.

Hier ist sie also nun, die Mutter alle Berichte. Lautsprecher an, Türen zu und Musik ab!

Lennard [redacted] / 09.09.2011

## Inhaltsverzeichnis


The National - Fake Empire / Lenny geht in die große, weite, Welt ..... 2

Gelly, AT, Ray C – Mama Ntilie / Lenny im Büro ..... 4

Lighthouse Family: Ocean Drive / Lennys Leben in DSM bzw. Tansania ..... 7

OneRepublic – Good Life / Lennys Leben in Dar Es Salaam ..... 10

The Verve – Bittersweet Symphony / Wie aus Lenny - Mr. Lenn wurde ..... 12

# The National - Fake Empire / Lenny geht in die große, weite, Welt

*[…It's hard to keep track of you falling through the sky - we're half-awake in a fake empire…]*

Ich sitze im Flieger EK059 nach Dubai, die Anschnallzeichen leuchten, wir stehen an der Rollbahn, bereit zum Start. Erst nach vier Stunden, in 34 000ft Höhe zwischen der Türkei und dem Irak, wird mir langsam klar, was gerade passiert. Nach weiteren drei Stunden sitze ich im Taxi in Dubai und lasse mich durch Metropolis fahren, vorbei am höchsten Hotel der Welt, über künstliche Inseln und acht-spurige Autobahnen. Drinnen 15°, draußen 35° Grad, es ist kurz nach Mitternacht. Danach ein kurzer Snack im Flughafen, bevor ich wieder ein 200 Millionen Euro-teures Flugzeug steige. Weitere fünf Stunden später schlägt mir erstmals der süßlich-bittere Geruch Dar Es Salaams entgegen, der mir für die nächsten 358 Tage nicht mehr aus dem Kopf gehen sollte.

So unstrukturiert und willkürlich wie der Text, waren auch meine Gefühle. Wie ein löchriges Magnetband hat mein Gehirn nur die Hälfte von dem gespeichert, was sich in den ersten Tagen nach der Stunde null ereignet hat. Während die bildlichen Erinnerungen mehr oder weniger komplett präsent sind, fehlen die Gefühle dazu völlig. Vielleicht habe ich es zudem Zeitpunkt gar nicht erst realisiert und dann später verdrängt, vielleicht war es auch ein typischer Fall von Reizüberflutung

Denn neben den neuen Bildern und Eindrücken stand die (nicht ganz unwichtige) Tatsache im Raum, dass ich in einem Wisch ausgezogen bin, mein gewohntes Leben für ein Jahr geparkt sowie Freundschaft & Familie bye-bye gewunken habe. All dies ist jedoch auf emotionaler Ebene kaum vollständig zu mir durchgedrungen; zu überwältigend und fordernd war das Alltagsleben in DSM, welches mich schnell im Griff hatte und mir genug zu tun gab.

## Wie alles begann

In meiner Bewerbung habe ich damals vom „Sprung ins kalte Wasser" gesprochen, von der Herausforderung, das Leben auf einen Schlag selber in die Hand zu nehmen; dazu in einer Umgebung, wie sie fremder kaum hätte sein können. Um ehrlich zu sein, war mir weder die Tragweite meiner Worte noch die meiner Entscheidung wirklich bewusst.

Back the roots: Am Ort wo alles begann, der Kiluvya Secondary School

Meine Motivation ergab sich aus meinem ersten Tansania-Besuch 2007, meinem Engagement in der UNESCO-AG der Schule und generellem Interesse an der Welt. So nahm alles seinen Lauf und ehe ich mich versah, hatte ich der DTP mein Wort gegeben, für ein Jahr als Freiwilliger in Dar Es Salaam zu leben. Komischerweise habe ich mir, sofern ich mich recht entsinne, kaum über das Für und Wider Gedanken gemacht. Die Entscheidung fiel schon viel früher, unbewusst, ohne Zögern, ohne Nachdenken, ohne sich einer Entscheidungssituation überhaupt bewusst zu sein. Untypisch für mich, möchte ich meinen. Wie lange stehe ich morgens vor dem Kleiderschrank und wähle passende Boxershorts aus? Es passierte irgendwie einfach, an dem Entschluss habe ich nie gezweifelt, ihn nie hinterfragt. Bereut habe ich es nicht.

Nach dem Auswahltag verschwand Tansania jedoch schnell wieder in der gedanklichen Versenkung, da ich in Zeiten des Abiturs noch recht gut mit schulischen Dingen beschäftigt war. Da das Fundraising relativ glatt über die Bühne ging und mein Ereignishorizont kaum über den Abi-Ball hinausging, blieb Tansania vorerst nur eine Brief-Bekanntschaft mit meinem Vorgänger im TAREA-Büro. In den letzten Stunden des Abi-Ball, als man sich verabschiedete und obligatorisch versprach, auf jeden Fall in Kontakt zu bleiben, musste ich dann kurz innehalten: Urplötzlich kam Tansania auf mich zu wie ein zurück-klatschendes Gummiband.

Mit Beginn des Sprachkurses wurde es allmählich ernst. Innerhalb einer Woche lernte ich sowohl meine künftigen Mitfreiwilligen als auch 90% der Kiswahili-Grammatik kennen. Die Lernherausforderung war enorm und ich hatte nicht wirklich das Gefühl, auf der Höhe zu sein. Doch Spaß gemacht hat es unter Leitung von Lars und Charlotte auf jeden Fall und im Nachhinein hat sich das Lernkonzept als sehr effektiv erwiesen. Denn mit dem Grammatikgrundgerüst war es vergleichsweise einfach, in Tansania anzuknüpfen und die Theorie in die Praxis umzusetzen. Auch wenn ich trotzdem gute sechs Monate gebraucht habe, um der Sprache mächtig zu werden, hatte ich ungemeine (Lern-) Vorteile gegenüber Freiwilligen anderer Organisationen, die nicht in den Genuss eines Kurses gekommen sind.

Auch das Vorbereitungsseminar in Glücksburg war (in meinen Augen) sehr professionell aufgebaut und beinhaltete fundierte Tipps & Erklärungen zu den Herausforderungen, die auf uns warteten. Ich denke, auch die breiten und ausführlichen Kulturlektionen haben ihren Zweck erfüllt, auch wenn sie mir damals etwas langatmig erschienen. Doch haben sie den Grundstein dafür gelegt, kulturelle Unterschiede nicht bloß wahrzunehmen, sondern sie zu adaptieren. Mit dem Bewusstsein über meine eigene Subjektivität gelang es mir, viel intuitiver und aufmerksamer mit anderen Sitten und Gegebenheiten umzugehen. Gerade Tugenden wie Zurückhaltung, Geduld oder Respekt, deren Bedeutung im Umgang mit anderen Kulturen mir auf dem Seminar klar wurde, haben sich sehr bewährt.

Womit wir wieder in Dubai wären, in einem französisch-designten Café am Flughafen. Neben mir sitzen Russen auf dem Weg nach Australien und Chinesen auf dem Weg nach Algerien, während indische Kellner brasilianischen Kaffee in deutschen Porzellantassen servieren. Mein Leben in Dar Es Salaam war nicht viel anders: Es war international, zwischen allen Kulturen, ein Mix aus Subway und Ugali. Bevor ich mich jedoch weiter in meinen geliebten Speise-Metaphern ergebe, springen wir lieber zu dem Ort, an dem eher Tee und Dextro-Energy angesagt waren: Dem heiligen Gral der DTP, der Tanzania Renewable Energy Association.

## Gelly, AT, Ray C – Mama Ntilie / Lenny im Büro

Die Arbeit im TAREA-Büro war eine der wenigen Konstanten in meinem tansanischen Leben und hat sich im Laufe der Zeit, um etwas drastisch zu formulieren, zu meinem Lebensmittelpunkt entwickelt. Denn die acht geballten Stunden, die ich tagtäglich im Büro (bzw. auf dem Weg dorthin) verbracht habe, haben die übrige Lebenszeit zeitweise zu einer Randerscheinung werden lassen. Nicht, dass ich dies bedaure; es war mir vorher klar, ich habe es so gewollt und viel daraus gezogen. Dennoch muss in Erwägung gezogen werden, dass dadurch manch anderes vielleicht auf der Strecke geblieben ist.

Angesichts der Zeit und des Aufwandes, den ich für TAREA betrieben habe, haben sich naturgemäß viele Ereignisse während der Arbeitszeit zugetragen. Ich habe dort Freundschaften geschlossen, Erfolge gefeiert, aber auch Niederlagen eingesteckt, mich mittels Flurfunk über das gesellschaftliche Leben in

Tansania auf dem Laufenden gehalten, mir während der Botengängen die Stadt zu Eigen gemacht, dutzende neue Leute kennengelernt und massig Eindrücke aller Couleur gesammelt. In der Hinsicht gehen meine Erfahrungen bei TAREA sicherlich über das hinaus, was man sich wohl normalerweise unter dem Begriff ‚Arbeit' vorstellt. Ich denke, man kann die Quintessenz aus dem Begriff der „ganzheitlichen Erziehung" ziehen: Eine Tätigkeit, deren Spektrum mir über arbeitsrelevante Dinge hinaus viel an persönlichen Einblicken und Erfahrungen gebracht hat. Rede ich wirr oder versteht mich jeder?

Ich habe mich im Büro sehr wohl gefühlt, bin sowohl mit Matthew als Chef als auch Cecilia und Olivia als Kolleginnen gut klar gekommen. Zwar war es mit Ersterem nicht immer einfach, gerade zu Anfang gab es unangenehme Differenzen zum Thema Arbeitszeit & Urlaub. Zudem fand ich die Weise, mittels der er seinen hierarchischen Anspruch geltend gemacht hat, etwas irritierend. Doch im Laufe der Zeit, gerade in der zweiten Jahreshälfte, hat sich zwischen uns eine respektvolle und ehrliche Arbeitsbeziehung entwickelt, die ich ungemein schätze. Ich durfte viele Tätigkeiten selbstverantwortlich erledigen, habe große Freiheiten sowie viel Verantwortung genossen und wurde stets konsultiert, falls es Probleme gab. Insbesondere bei der Website, deren Umsetzung zum Großteil aus meiner Feder stammt, war ich mit sowohl mit dem Arbeitsablauf als auch mit dem Fortschritt sehr zufrieden.

Allzeit bereit! im TAREA-Büro

## Kazi njema!

Ich konnte von Anfang an eigenständig Ideen entwickeln, diese im Hinblick auf Akzeptanz und TAREAs Zielsetzungen offen mit Matthew besprechen und dann mit seiner Mithilfe umsetzen. Auf diese Weise wurde etwa die Produktdatenbank ins Leben gerufen, ein Event-Kalender erstellt oder einige Bereiche der Website neustrukturiert. Umgekehrt hat er seine Verbesserungsvorschläge an mich weitergereicht und meine Einwände diesbezüglich aufgenommen, wenngleich sie nicht immer übernommen wurden. Um den Eindruck zu vermeiden, ich wäre als Büro-Jesus durch die Gegend geschwebt: Es ist auch viel in die Hose gegangen (dazu später mehr) und meine Meriten habe ich auch als Laufbursche gesammelt. Es liegt zum Großteil in der Natur TAREAs, dass den Freiwilligen (ob deutsch oder tansanisch) ein bedeutsamer Teil der Arbeit zukommt. Doch habe ich das Gefühl gehabt, darüber hinaus Wertschätzung zu erhalten. Ich denke, es ist keine Selbstverständlichkeit, mit einer Rolle wie meiner in Tansania anzukommen und seine Vorstellungen direkt einbringen zu dürfen. Ich war/bin angemessen stolz darauf, nicht auf diese Weise akzeptiert und respektiert worden zu sein. Gerade das hat mir viel Selbstvertrauen vermittelt und mir das Gefühl gegeben, gebraucht zu werden. Da man als Freiwilliger doch recht oft mit Zweifeln über seine eigene Präsenz konfrontiert wird, war dies natürlich Balsam und hat mir die Frage nach dem Sinn meines Einsatzes zumindest teilweise beantwortet. Angefangen vom TAREA-Logo über die Website bis hin zum Reverse-Programm habe ich eine Vielzahl von Dingen erledigt, die mich hoffentlich überdauern und auch in einiger Zeit noch für TAREA von Nutzen sein werden. Auch wenn mein Name wohl (wie jeder andere auch) irgendwann in Vergessenheit geraten wird, so hoffe ich doch, dass der ein oder andere das TAREA-Logo auch mit meiner Person assoziiert.

Ich habe oftmals Tätigkeiten erledigt, die in Tansania normalweise von einem ausgebildeten Programmierer hätten durchgeführt werden müssen; für TAREA wäre dies finanziell kaum tragbar. Nun haben wir Europäer nun mal den Vorteil, mit Computertechnik aufzuwachsen und den Umgang damit zu erlernen wie eine eigene Sprache. Den meisten Tansaniern ist dies leider nicht vergönnt, so hat Cecilia

beispielsweise ihre Computer-Kenntnisse in einen privat-finanzierten Kurs erworben. Insofern kann ich wohl guten Gewissen beteuern, keinem Tansanier den Job weggenommen zu haben und TAREA einen Mehrgewinn erbracht zu haben, den sie ohne meine Mitarbeit nicht gehabt hätte. Hinzu kommt noch der interkulturelle Aspekt, nämlich meine leicht naive, europäisch-geprägte Perspektive: Zwar hat sie mir einerseits oftmals das Leben unnötig schwer gemacht, andererseits jedoch auch einen erfrischend-anderen Blick auf einige Abläufe im Büro geworfen.

So habe ich beispielsweise mit Carlotta im Winter ein striktes Procedere für Mitglieder-Zahlungen (Jahresgebühren etc.) eingeführt, dessen Ziel es ist, unidentifizierbare Geldeingänge auf dem TAREA-Konto zu vermeiden und eine verlässliche Grundlage zu schaffen, auf Grund derer die Mitgliederverwaltung erfolgen kann. Dazu haben wie die Mitgliederdatenbank, die noch von meinem Vorgänger Jan ins Leben gerufen wurde, ausgebaut und dazu parallel eine Papierliste eingeführt, auf der sämtliche Zahlungen vermerkt werden. Gerade in Anbetracht der uneinheitlichen PC-Kenntnisse unter den Büro-Mitarbeitern erschien uns dies als geeignetes Mittel, um Unklarheiten und Kuddel-Muddel aus dem Weg zu räumen. Nachdem Matthew, Olivia und Cecilia das Verfahren abgenickt haben, begannen wir zum Jahreswechsel mit der Einführung. Auch wenn die Umsetzung nicht 100%ig konsequent erfolgt ist, hat es doch vieles vereinfacht und wurde gut übernommen.

## Dumm gelaufen

Natürlich hat nicht alles so gut geklappt wie das o.g. Beispiel. Gerade im Bereich Website, in dem viel passiert ist, ist naturgemäß auch vergleichsweise viel in die Hose gegangen. Beispiel Mitglieder-Forum: Bis zu meiner Rückkehr ist die Partizipation kaum über drei (!) Beiträge hinausgegangen. Mit anderen Worten: Ein Rohrkrepierer erster Güteklasse. Der Grund hierfür liegt in den unterschiedlichen Kommunikationswegen, die ich nicht hinreichend bedacht habe. Während in Europa ausgesprochen viel über soziale Medien läuft (Facebook, StudiVZ, aber auch übliche Internet-Foren), zählt in Tansania das gesprochene Wort viel mehr, sei es bei einem Plausch oder via Handy. Dementsprechend war die Beteiligung sehr mau, obwohl die Idee (so meine ich sagen zu dürfen) generell nicht verkehrt ist, nur eben nicht den hiesigen Gepflogenheiten angepasst.

Ein weiterer Punkt ist die online-Mitgliederverwaltung, ein Instrument, das es jedem Mitglied mit eMail-Adresse ermöglicht, seinen Mitglieds- und Zahlungsstatus online einzusehen, diesen ggf. zu ändern oder auch einfach Kontakt zu anderen Mitgliedern aufzunehmen. Auch hier war die Nutzung eher schwach, wenngleich um einiges intensiver als beim Forum. Doch  auch hier wäre mehr möglich gewesen.

Da jedoch auch Tansania (dem Geiste der Zeit entsprechend) eine stark-ansteigende Zahl an Internet-Benutzern verzeichnet und vermehrt Firmen auf dieses Medium zugreifen, sehe ich dies als Baustein für die Zukunft. Im Laufe der nächsten Jahre wird sich immer mehr Mitgliedern der Nutzen dieser Möglichkeit offenbaren, sodass TAREA eine neue, innovative Austauschplattform erhält.

Um den Themenkomplex abzuschließen, möchte ich noch gerne ein paar Worte zur generellen Konzeption der Website verlieren. Während sie bei den Mitgliedern bisher vergleichsweise wenig Anklang gefunden hat, ist die Bedeutung als internationales Aushängeschild umso bedeutender. Oft wurde TAREA von neuen, externen Akteuren über das Kontaktformular auf der Website angesprochen und mit Anfragen oder Angeboten gelöchert. Für die meisten Interessenten ist der Homepage-Besuch gleichbedeutend mit dem oft-gerühmten „ersten Eindruck“. Und da dieser bekanntlich enorm viel ausgemacht, sollte sich TAREA auch in Zukunft nicht scheuen, Einsatz und Arbeitskraft dafür aufzuwenden. Denn so öffnen sich vielfältige Möglichkeiten, eigenständig (und ohne Vermittlung durch die DTP) in Kontakt mit potentiellen Geldgebern und unterstützenden Organisationen in Europa und Übersee zu kommen.

# Lighthouse Family: Ocean Drive / Lennys Leben in DSM bzw. Tansania

*[… And the sky is so blue - Suns 'gonna shine on everything you do …]*

Neben „*Summertime and the living is easy*" mein absoluter DSM-Theme-Song. Besonders während meiner Fahrradtouren, die mich oftmals an den bilderbuchartigen Küstenstraßen vorbeigeführt haben, klimperte der Song in meinem Kopf herum. Jene Touren haben sowohl symbolisch als auch tatsächlich einen beachtlichen Teil von dem geprägt, was ich gerne als „Lebensgefühl: Freiwilliger" bezeichne. Das Gefühl, völlig frei zu leben und dabei doch einen festen Rahmen zu haben. Das Gefühl, zwischen den kulturellen Schichten zu schwimmen und sich das Beste aus allem herauspicken zu können. Mittags Wali-Kuku, nach der Arbeit einen Milkshake und abends Ugali. Sich am Wochenende am Strand zu liegen und Ruhe genießen und tags-darauf in Kariakoo stundenlang um Klamotten zu feilschen. Ich habe eine kulturelle Mobilität genossen, wie sie hier in Deutschland kaum vorstellbar ist.

## I love DSM

Ich habe mich von Anfang an auf Dar Es Salaam als Lieblings-Einsatzstelle festgelegt und muss sagen, dass sich dies als weise Entscheidung herausgestellt hat. Zwar ist die Mehrzahl der Tansanier (und deutschen Freiwilligen) nur am Schimpfen über die Stadt: Sie sei zu voll, laut und ständig verstopft mit Menschen, Autos und Müll. Natürlich steckt viel Wahrheit darin, doch entgeht den meisten, dass die Stadt dafür umso schönere Ecken zu bieten, die sich als Oasen der Ruhe im Großstadttrubel erweisen. Mein Favorit trägt den Namen „Hawaii Corner", ist eine durchschnittliche, tansanische Bar, die ironischerweise am äußersten Zipfel der Expat-Halbinsel liegt und dank Küstenlage ideal war, um Fahrradtouren dorthin zu führen. Zwar ohne Meerblick, dafür mit angenehm-frischen Wind und eisgekühlter Soda zu humanen Preisen.

Wer kann diesem Panorama schon widerstehen?

Klar, mein Leben in DSM hatte mit dem traditionellen, dörflichen Leben nicht viel gemein. Traditionen und alte Gebräuche findet man in der Stadt kaum, zu überwältigend ist die kulturelle und ethnische Vielfalt. Ob aus Bukoba, Songea, Mtwara, Nairobi, Dehli, Shanghai oder London: Jeder Einwohner bringt ein Stück seiner Heimat mit (wie ich im Übrigen auch) und streut es wie eine Brise Zimt in den sinnbildlichen „Hot-Pot" Dar Es Salaam. Nun heißt es für gewöhnlich, zu viele Köche verderben den Brei doch in DSM ist genau das Gegenteil der Fall: Das Ergebnis ist ein buntes, abwechslungsreiches, intensives und urbanes Leben, dessen Früchte sich beispielsweise „Bongo Flava" nennen und auch auf dem Land sehr beliebt sind.

Ich habe mich in der Stadt durchweg sehr wohl gefühlt. Auch wenn Stau, Staub und Stress zuweilen hart an mir gezerrt haben, hätte ich mir ein anderes Leben nicht vorstellen können. Auch die Begegnungen, die den zweiten großen Teil des Freiwilligen-Feelings für mich ausmachen (und an anderer Stelle beschrieben werden), wären woanders kaum zustande gekommen. Apropos Begegnungen: Das inzwischen legendäre Gästezimmer im Mwenge-Haus hat sich in diesem Zusammenhang auch ein paar Worte verdient. Praktisch jede Woche haben uns Gäste aus allerlei Ländern beehrt, wenngleich die meisten einen deutschen Pass besaßen und (wie wir) Freiwillige waren. Doch mich hat es immer gefreut, wenn ich dem

ein oder anderen Mal für einen Nachmittag über die Märkte in Kariakoo führen konnte oder einfach nur mal einen Plausch über die Dinge halten konnte, die einen Freiwilligen so beschäftigen.

## Bedarf keiner Reanimation: Der Kulturschock

Natürlich lief nicht immer alles glatt: Abgesehen von meinen Dauerstreitereien mit Carlotta gab es auch Phasen von kultureller Frustration. Während ich in der Anfangszeit kulturelle Differenzen kaum störend fand, hatte ich im November eine Phase, die gut und gerne als der sagen-umwobene „Kulturschock" durchgeht. Je stärker der Anfangs-Enthusiasmus nachließ, desto mehr fingen kleine Unstimmigkeiten an mir zu nagen, wie die z.b. der omnipräsente Lärm oder die all-abendlichen „Besuchermassen" in unserem Haus. Gerade ich, der einen vergleichsweise ruhigen Lebensstil bevorzugt, hatte zeitweise schwer damit zu kämpfen, eine Balance zwischen Ruhebedürfnis und gesellschaftlicher Präsenz zu finden. Denn so gerne ich das Mwenge-Haus mag, es hat einen schwerwiegenden Nachteil: Man hat nie seine Ruhe. So manche Nacht musste ich mich mit Ohropax vorlieb nehmen, um den Krach von Nachtclub gegenüber und musizierenden Mitbewohnern im Wohnzimmer auszublenden. Zudem kann man sich schlecht zurückziehen, ohne sich offensichtlich zu isolieren; dies wiederrum wirkt den Gästen gegenüber unfreundlich. All dies, zusammen mit persönlichen Konflikten (dazu später mehr), hat mir sehr viel abverlangt und letztendlich zu einer Frust-Phase geführt, in der mir alles auf den Geist ging.

Selbst meine kleinen „Hideaways", wie beispielsweise die abendlichen Eimer-Dusche oder versteckte Hinterhof der Postfiliale, waren zu dieser Zeit keinen Rückzugsort: Jener „persönlicher Lärm", wie das dauernde „angesprochen-werden", drangen bis in die hintersten Ecken der Stadt hinein. Abgesehen davon, dass man sowohl in der Dusche, Klo oder auch meinem Zimmer sämtliche Gespräche des Hauses auch ohne Hörglas einwandfrei verfolgen kann, erging es mir bei letzterem nicht anders: Spätestens, als der dortige Wachmann anfing, mich bei jedem meiner Besuche in semi-interessante Gespräche zu verwickeln und mich abschließend zu fragen, ob ich nicht einen guten Job für ihn hätte, brachen bei mir alle Dämme. Ich wollte einfach nur noch meine Ruhe.

Je mehr Aufmerksamkeit mir abverlangt wurde, je mehr „Lenny hier – Lenny da" auf mich einprasselte, desto kleiner wurde meine Sinnesöffnung für neue Eindrücke und Menschen. Ohne persönliche Antipathien zu hegen, ging mir jeder abendliche Gast auf den Geist; Ruhe kehrte erst mit der Schlafenszeit ein. Ich musste mich zuweilen förmlich zwingen, Präsenz zu zeigen und das Spielfeld nicht komplett anderen zu überlassen. Vielleicht liegt es an meiner etwas introvertierten Persönlichkeit, die schlichtweg ihre Ruhepausen einfordert; jedenfalls habe ich die Zeit als mitunter sehr anstrengend empfunden, wenngleich sich der Einsatz letztendlich bezahlt gemacht hat.

Denn gegen Dezember normalisierte sich die Lage wieder, man kannte sich und statt all-abendlich, bekamen wir nur noch 2-3 mal pro Woche Besuch. Zudem habe ich das Gefühl gespürt, dass mein erweitertes Ruhebedürfnis akzeptiert wurde und ich mich auch ohne Probleme etwas früher zurückziehen konnte, ohne damit vermeintliche Ablehnung den Gästen gegenüber zeigen. Dennoch hat es bis in den Januar hinein gedauert, bis ich damit einen angemessenen Umgang gefunden habe. Jedoch ist die Trennlinie zu persönlichem Stress schwer zu definieren, weshalb man angemessene Vorsicht walten lassen sollte und nicht alles dem kulturellen Komplex in die Schuhe schieben darf.

## Mzungu!

Mit einem Störfaktor konnte ich mich jedoch das ganze Jahr über nicht abfinden: Das Mzungu-Geschreie. So sehr ich auch einsehe, dass dies in Tansania kein Tabu darstellt und es meine eigene, kulturell-subjektive Erziehung ist, aus der mein Unfrieden resultiert, so sehr empfand ich es doch als störend und diskriminierend. Es ist wahrlich ein schmaler Grat, auf dem ich wandele, stehen doch zwei urlegitime Ansprüche im Konflikt: Menschenrechte versus Kultur. Während ersteres den gegenseitigen „Umgang im Geiste der Brüderlichkeit" fordert und eine Diskriminierung auf Grund von Äußerlichkeiten verurteilt,

regelt der zweite Punkt die gesellschaftlichen Spielregeln fest und hat Anspruch auf Akzeptanz von allen Gästen, die den Kulturraum besuchen. Obwohl für mich persönlich die Menschenrechte als universaler Anspruch über jeder Form von kulturellen Charakteristiken stehen, möchte ich mir nicht anmaßen, beide gegeneinander abzuwägen. Um zurück zum Thema zu kommen: Ich empfand es als störend und diskriminierend, es ist meine persönliche Ansicht die hierbei in Kontrast zu den kulturellen Gepflogenheiten steht.

Allgemein betrachtet zählt auch dieser Punkt zu einem übergeordneten Themenkomplex, der wohl so etwas wie der heilige Gral in interkulturellen Kommunikation ist: Das Verhältnis zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Kulturen. Bei vielen meiner Besuche von Freundes-Freunden und Bekannten habe ich eine enorme Gastfreundschaft zu spüren bekommen, die meine gewohnte Maße meilenweit übersteigt. Doch ohne Misstrauen schüren zu wollen, kann ich nicht ausschließen, dass meine Behandlung nicht auch teilweise durch meine Herkunft und meinem daraus-resultierenden Status als Gast motiviert war. Gerade bei entfernteren Bekanntschaften, die mich und meinen Umkreis kaum kennen, wurde ich oft vorzüglicher behandelt, als es vielleicht üblich wäre. Um es auf den Punkt zu bringen: Ich habe, ohne es je forciert zu haben, oft eine Sonderrolle bekommen, die mich von normalen Tansaniern unterscheidet.

In meinen Augen wäre es sowohl unfreundlich und als auch unaufrichtig, dies zu negieren und zwanghaft zu tun, als wäre dem nicht so. Diese Sonderrolle ergibt sich aus den gegebenen Verhältnissen und ist weder böse gemeint, noch ist es eine Schande diese zu tragen; solange man sich derer bewusst ist. Denn darauf kommt es meiner Erfahrung nach hauptsächlich an, auf den angemessen Umgang damit. Ich habe es zwar zuweilen als belastend empfunden, doch habe ich stets versucht, mit Dank und Understatement dem gerecht zu werden.

Noch ranziger als die Hamburger S-Bahn: Central Line

In diesem Zusammenhang ist mir eine Situation im Kopf hängen geblieben, die das Dilemma mit all seinen Facetten summiert: Bei Fahrkartenkauf der Central-Line-Eisenbahn in Kigoma konnte man die Tickets nur am Tag der Abfahrt erwerben und meine Position in der Schlange verhieß mehrere Stunden Wartezeit. Doch zwei Polizisten bugsierten mich kurzerhand an die Spitze und ließen als einer der ersten in die Schalterhalle hinein. Keine zehn Minuten später hatte ich eine der begehrten Karten in der Tasche. Am liebsten hätte ich mich irgendwo verkrochen, so unangenehm war mir die Situation, krasser wurde ich als Weißer noch nie bevorzugt. Wenn es den Begriff des „positiven Rassismus“ gibt, so wäre er hier sicherlich angebracht. Doch was waren meine Alternativen? Mich zu widersetzen und getreu meinen Platz in der Schlange einzunehmen, wäre den Polizisten gegenüber ein Affront; schließlich war es als freundliche Geste gemeint. Würde dort eine Argumentation über kulturelle Gleichstellung irgendetwas bringen? Nein, hier scheiden sich Theorie und Realität. Dies war keine Schlacht, die ich mit den betroffenen Leuten schlagen musste, sondern vielmehr mit meinem Gewissen.

Glücklicherweise blieben solche einschneidenden Erlebnisse die Ausnahme. Gerade dank meiner Kiswahili-Kenntnisse konnte ich oftmals einen direkten Draht zu den Leuten herstellen und die Distanz zwischen uns verringern. Auch wenn ich sicherlich nicht der kommunikativste Typ war/bin, habe ich Barrieren der o.g. Art weitestgehend entschärfen können.

Nach Vollendung dieses Themas mag der Songtitel gar nicht mehr so recht passen, doch habe ich im speziellen jene Punkte herausgegriffen, in denen sich Konflikte auftaten. Mein (leicht romantisierter) Gesamteindruck ist entspricht jedoch der Stimmung, die das Lied vermittelt.

Man stelle sich vor: Ein klappriges Fahrrad chinesischer Bauart, eine leichte Brise vom Meer…

## OneRepublic – Good Life / Lennys neue Bekanntschaften

*[…*To my friends in New York, I say hello, My friends in L.A. they don't know, Where I've been for the past few years or so *… ]*

Die besten Dinge warten bekanntlich dort auf dich, wo du sie nicht erwartest. So waren unter den inspirierenden Begegnungen, die ich gemacht habe, auch einige Europäische dabei, die ich vorher ehrlich gesagt nie auf der Platte hatte. Dabei rede ich nicht von der isoliert-lebenden Expatgemeinde, sondern von Referendariaten, Praktikanten oder Studenten, die (so wie ich) in Tansania herumstreunen und dabei vielfältigsten Aktivitäten nachgehen. Nun mutet dies auf den ersten Blick vielleicht merkwürdig an, doch gerade durch Menschen aus meinem Kulturkreis habe ich mich selbst besser einordnen können und meine Rolle aus einer anderen Perspektive sehen können. Denn im Vergleich zu Praktikanten habe ich ein sehr „tansanisches“ Leben unter einfachen Bedingungen geführt, hatte weiterhin einen vergleichsweise engen und intensiven Kontakt zu normalen Tansaniern. Eine Sache, die ich beispielsweise so viel mehr schätzen gelernt habe.

### Mittendurch den Kulturstrudel

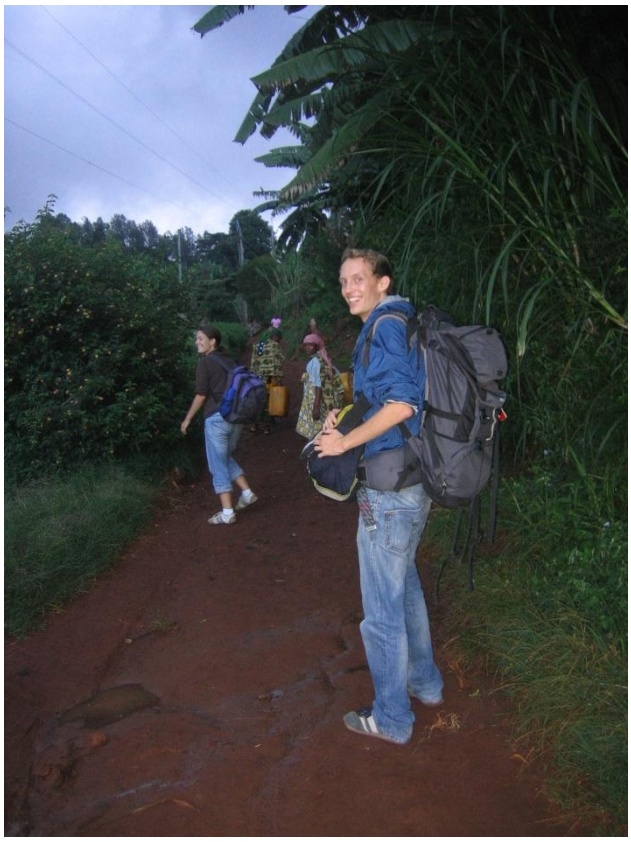
Mein Sozialleben ließ sich, grob gesagt, in zwei Komponenten gliedern: Eine tansanische und eine europäische, die meist in einander übergingen, jedoch unterschiedliche Vorzüge hatten. Ich habe gemerkt, dass ich **beide** Elemente brauche, um mich erfüllt zu fühlen. Eine etwas ernüchternde Einsicht, wirft sie doch einen subtilen Schatten mein Verhalten in puncto Anpassung und Interkulturalität. Ich sehe darin jedoch keinerlei Einschränkung, sondern eher ein Stückchen Selbsterkenntnis. Denn „sozialisiert“ habe ich mich in jedem Fall, dazu reicht es schon, einen Blick auf meine beiden besten Freunde zu werfen: Erick und Asia.

Ersteren kannte ich bereits flüchtig von einem Schüleraustausch, habe jedoch erst in DSM ausführliche Bekanntschaft mit ihm gemacht. Ich war annähernd jedes Wochenende bei ihm und seine Familie in Kimara-Kigongo, einen Vorort von Dar Es Salaam. Ich habe dort tansanisches Familienleben miterlebt und gesehen, mit welchen alltäglichen Hindernissen eine Familie zu kämpfen hat, deren Monatsbudget etwa dem entspricht, was mir alleine für Verpflegung + Taschengeld zur Verfügung steht. Doch trotzdem kam **nie** die Bitte nach finanzieller Hilfe, was angesichts deren Lage nur allzu verständlich gewesen wäre. Für

mich war dies die Erfüllung im Hinblick auf meine soziale Anpassung: Ich habe einfach nur als enger Freund der Familie Anklang gefunden und wurde dort herzlich und ohne Vorbehalte aufgenommen.

Auch mit Asia hat mich eine Freundschaft verbunden, die ich enorm hoch ansiedele. Man kann wohl mit Fug und Recht behaupten, dass sie von uns allen Freiwilligen am meisten gearbeitet hat und dazu noch Aufgaben zu erledigen hatten, die man getrost als undankbar beschreiben kann. Ich denke, für ihren Aufwand und Engagement sowohl in arbeitstechnischer als auch privater Hinsicht kann man sie gar nicht genug entlohnen. Doch selbst bei einfachen Dingen wie Respekt und Dankbarkeit hat es bei unseren tansanischen Mitbewohnern oftmals gehapert. Ich fand es zuweilen erschreckend, wie Asia herumgescheucht wurde; mir ging es sehr gegen den Strich, wie sehr einige Personen ihren vermeintlichen Statusunterschied zur Schau gestellt haben. Hier findet meine kulturelle Toleranz eindeutig ein Ende, denn selbst in einer stark hierarchischen Gesellschaft wie der tansanischen sollte ein Mindestmaß an Respekt gegenüber seinen Mitmenschen außer Frage stehen. Ich habe es versäumt, in diesem Fall so energisch einzugreifen, wie es meine Moralvorstellungen erfordern. Zwar stand ich in diesem Konflikt außen vor und eine Intervention meinerseits hätte womöglich Asias Position geschwächt, doch für einen wie mich, der die Menschenrechtserklärung stets in seiner Portmonee-Tasche trägt, war dies ein schwaches Stück. So habe ich nur Konsequenzen für mich gezogen und mich fortan anderen Personen zugewandt.

Doch auch die europäische Komponente meines Freundeskreises hat mir viel Freude bereit. In der ersten Jahreshälfte habe ich kaum Europäer gekannt und dies auch nicht sonderlich vermisst, doch je mehr Bekanntschaften ich gemacht habe, desto intensiver wurde der Wunsch, meine Zeit auch bei denen zu verbringen. Durch das zeitweilige Eintauchen in einen anderen Gesellschaftskreis konnte Abstand gewinnen und zudem die Vorzüge eines „europäischen“ Freundschaftskreises genießen. Dies beinhaltete sowohl andere Freizeitaktivitäten (in Cafés gehen und Milkshake trinken entspricht einfach nicht den tansanischen Freitzeitvorlieben) als auch die kleinen Dinge, die ein Sozialleben intensiv und spannend werden lassen: Intuitive (Körper-) Sprache inkl. Ironie, Doppeldeutigkeiten und Anspielungen sowie Flirten etc. All diese Kleinigkeiten konnte ich auf Grund von sprachlichen oder kulturellen Barrieren mit Tansaniern nur eingeschränkt ausleben, was generell nicht weiter stört, solange man nicht regelmäßig mit dem direkten Vergleich konfrontiert wird. Denn für mich macht es einfach einen Unterschied aus, den ich nicht verleugnen kann. Darin liegt ausdrücklich **KEIN** Werturteil! Ich will damit interkulturelle Freundschaften keineswegs zum Scheitern verurteilen, mein bester Freund war Tansanier und ist es über das ganze Jahr geblieben. Es ist viel mehr die Erkenntnis, dass es schlichtweg kulturelle Unterschiede gibt, dass ich diese zu spüren bekommen habe und ihnen trotz aller Vorbereitung nicht komplett erhaben bin. Diese Ehrlichkeit gebührt dem Thema, zumal gerade unter Freiwilligen bedauerlicherweise oft die Vorstellung grassiert, man müsse dies der Interkulturalität zu Liebe negieren. In meinen Augen ist es schlichtweg normal, ansonsten könnte man sich den ganzen Vorbereitungskram



eigentlich sparen.  Einige haben damit mehr, andere weniger Probleme; jeder findet seinen eigenen Umgang damit und ich denke, mit meinem Weg mittendurch einen guten Konsens gefunden zu haben, der mit die Vorteile aus beiden Kulturkreisen zuteilwerden lässt.

Ich habe durch meine Bekanntschaften im Praktikantenkreis viele tolle und faszinierende Menschen kennengelernt, deren Erfahrungsschatz auch meiner persönlichen Entwicklung enorm viel gebracht hat. Es hat mir nochmals andere Eindrücke aus Bereichen beschert, in die mein TAREA-Leben nicht vorgedrungen ist: Aus Botschaften und Krankenhäusern, aus der Welt der (Entwicklungs-) Zusammenarbeit, der Presse und vielem mehr. Ich habe es sehr genossen, mit diesen Leuten befreundet zu sein und über den Tellerrand meines klein-klein Bürolebens hinauszuschauen. Ohne mich dem Pauschalisierungs-Löwen  zum Fraß vorwerfen zu wollen, bin ich doch geneigt zu sagen, dass ich durchweg nur interessante Menschen getroffen habe: Jeder hatte seine eigene Geschichte im Gepäck, den ihn/sie nach Dar Es Salaam geführt hat. Ich war mit den meisten dieser Leute auf derselben Wellenlänge und konnte über Alters- und Statusunterschiede hinweg Freundschaften schließen, dich mich bis heute begleiten. Eine weitere Kernkomponente meines (ich sage es inzwischen mit Melancholie in der Stimme) Lebensgefühl als Freiwilliger, die um keinen Preis hätte missen wollen.

## The Verve – Bittersweet Symphony / Wie aus Lenny - Mr. Lenn wurde

*[…'Cause it's a bittersweet symphony this life - Well have you ever been down? ...]*

Ich glaube, besser als mit dieser Überschrift kann man die Quintessenz meines Tansania-Jahres nicht beschreiben. Denn noch mehr als über die Welt habe ich über mich selbst gelernt. All die Bekannt- und Freundschaften, all die Erfahrungen und all die Erlebnisse, haben mich persönlich enorm weitergebracht. Damit meine ich nicht nur den additionalen Erfahrungsschatz, der sich aus solchen „Abenteuern“ naturgemäß ergibt, sondern auch meine persönliche Reife. Um es mit den Worten einer Mitfreiwilligen zu sagen: Wir haben unsere erste Erfahrungsfalte im Gesicht bekommen.

Im Gegenzug stellt sich natürlich die Frage: Wo stünde ich jetzt, wenn ich nicht in Tansania gewesen wäre? Vielleicht würde ich immer noch im Stacheldraht des Truppenübungsplatzes hängen, vielleicht hätte ich meine Leidenschaft für die Altenpflege (das ist jetzt nicht lustig, ich weiß) entdeckt, wer weiß? Gerade die Zeit nach der Schule, in der jeder für sich die ersten Schritte auf eigenen Füßen macht, ist in vielerlei Hinsicht prägend; ob man nun im Rettungswagen Schwerstverletzte ins Krankenhaus fährt, mit Pflegebedürftigen arbeitet oder als Freiwilliger in den entlegensten Winkeln der Welt unterwegs ist. Es birgt alles einen enormen, einzigartigen Erfahrungswert und der Weltwärts-Dienst ist in dieser Hinsicht eine Option, die auf jeden Fall ihre Daseinsberechtigung verdient.

Ich kann und will die ganze Diskussion nicht neu aufrollen, dafür ist diese Plattform definitiv nicht geeignet. Dennoch war das Thema ein ständiger Begleiter auf allen Seminaren, in vielen Gespräche und Diskussionen. Ob die Bundeswehr ihre „Freiwilligen“ auch dermaßen über Sinn & Zweck ihres Einsatzes reflektieren lässt?

Das Programm wird sicherlich zu Recht mit Argus-Augen beäugt, schließlich sind Zielsetzung und Einsatzregion sowohl politisch als auch ethisch umstritten. Speziell der entwicklungspolitische Beigeschmack der Initiative, die Maggi-Würze des BMZ wenn man so will, stößt Vielen übel auf. In der Tat ein problematischer Punkt, rückt er doch viele, vermeintlich gute Ansätze in ein zweifelhaftes Licht. Doch an der Speise „Freiwilligendienst“ selbst ändert es kaum etwas. Wenn man sie vorher nicht mochte, wird man sie auch danach nicht mögen. Das Etikett ‚entwicklungspolitisch‘ hat kaum Aussagekraft und spiegelt in meinen Augen auch nicht den Charakter des Programmes wieder. Meine Mitarbeit bestand aus Ideen, Arbeitskraft, Vermittlung und (ganz platt gesagt) meiner Persönlichkeit. Ich denke, dass der Austausch und Gewinn für Matthew, TAREA, Asia, Erick und Co. in genau diesen Punkten steckt. Der Anspruch in irgendwie entwicklungspolitischen-gearteten Dimensionen zu helfen, ist sowohl für mich persönlich als

auch für die Zielsetzung von Weltwärts völlig fehl am Platz. Und daran sollte man die Sinnhaftigkeit auch nicht messen. Der Schwerpunkte sollte meiner Ansicht nach eher auf dem interkulturellen Bereich liegen, auf bodenständiger „Graswurzelarbeit“ abseits von jeglicher Pseudo-Entwicklungszusammenarbeit. Denn in dieser Hinsicht hat das Programm, zumindest in der Ausprägung der DTP, eine sinnvolle und aufrichtige Basis. Kommen um mitzuarbeiten, sich einzufügen, vor allem aber sich einzuleben und vielleicht ein paar Ideen einzubringen. Langfristig dann Bewusstseinsbildung und Schaffen von interkulturellem Verständnis.

Ich denke, dass Qualität hierbei das A & O ist, insbesondere in Bezug auf kulturelle Begleitung (Sprachkurs, Unterkunft) und Sinnhaftigkeit der Einsatzstellen.  Mit diesem Punkt steht und fällt meines Erachtens ein Großteil der Argumentation pro/contra Weltwärts. In der derzeitigen Form hat Weltwärts sicherlich einige sehr heikle Lücken in der Zielsetzung (und dessen Begründung) sowie Kontrolle der o.g. Punkte, doch wer das Ganze pauschal als „Egotrip ins Elend“ abkanzelt, verkennt die wahre Bedeutung des Programmes.

Einbahnstraße in Eigenregie ausgebaut: Cynthia & Jonia arbeiten nun als Freiwillige in Deutschland, dank des Reverse-Programmes der DTP/TAREA und der Hamburger Senatskanzlei.

Ich kann für mich getrost behaupten, die richtige Entscheidung getroffen zu haben und mein persönliches Maximum an neuen, prägenden Eindrücken mitgenommen zu haben. Es sind größtenteils ganz persönliche, innere Prägungen, die meinen Blick auf die Umwelt verändert haben. Sicherlich fühlt sich die laufende Dusche schon nach dem dritten Mal wieder normal an und im Supermarkt habe ich mich, ehrlich gesagt, auch zügig wieder zurechtgefunden. Doch alleine die Tatsache, dass man sich dessen bewusst ist und folglich daran denkt, dass es beileibe keine Selbstverständlichkeit ist, macht schon viel aus. Denn genau darauf, auf jenes Bewusstsein über die Welt, baut alles Weitere auf: Gerechtes Handeln, (ehrenamtliches) Engagement oder sogar die Weiterführung dessen in beruflicher Hinsicht.

Weil es so gut klingt: Gerade in einer globalisierten Welt ist es wichtiger denn je, gegenseitiges Verständnis zu schaffen. Wie soll es Deutschland jemals gelingen, neue Ansätze für seinen Teil am Ausgleich von Entwicklungsdisparitäten zu finden, wenn es kaum Menschen gibt, die sich dessen überhaupt im Klaren sind? Weltwärts ist fusselige Basisarbeit im kleinen Ausmaße, doch genau darin liegt die Stärke des Programmes: Es ist auf gleichem Level, es kommt von Mensch zu Mensch. In die Feuilleton-Redaktionen der meisten Zeitungen ist das leider noch nicht durchgedrungen.

**Vielleicht** ist es nur dumm gelaufen, vielleicht hatte es aber auch etwas sehr lehrreiches, als einziger Weißer in einem ranzigen, überfüllten Zug zu sitzen und mir 33 Stunden lang unlustige Wazungu-Witze auf meine Kosten anhören zu müssen.
**Vielleicht** war es einfach nur ein Sch**ßgefühl, mit einer kombinierten Bakterien/Amöben-Infektion im Krankenhaus zu liegen, ohne elterlichen/freundschaftlichen Beistand. Vielleicht hat es mich auch gelehrt, mich mehr auf mich selbst zu verlassen.
**Vielleicht** habe ich nur Mist zusammengeplant, vielleicht war es gar nicht schlecht, mal zu sehen, wie man OHNE passendes Bargeld in der Mitte der tansanischen Prärie zu rechtkommt.

Mein Weltwärts-Jahr war zu weiten Teilen (sehr) anstrengend, kräftezehrend und aufreibend. Es war wahrlich nicht immer schön. Doch es hat mir ungemein viel über mich selbst beigebracht, auf eine unvergleichliche, bittersüße Art und Weise. Deswegen erlaube ich mir, mit dem letzten Song nochmal richtig auf die Pathos-Tube zu drücken und dick Melancholie aufzutragen. Doch das habe ich mir verdient. Ich habe viele Herausforderungen erlebt und sie fast alle gemeistert. Nun gut, ich fange sicherlich schon an, die Dinge im Nachhinein zu kräftig romantisieren. Doch es war das größte Abenteuer meines Lebens, eines, dessen Lehren mich noch viele Jahre begleiten werden.

Manchmal hat sich mein Leben in Tansania angefühlt wie eine zu kurze Bettdecke. Wenn man sich klein macht passt man darunter, aber auf Dauer bequem ist es nicht. Man möchte (und muss?) auch mal die Beine ausstrecken und es sich richtig gemütlich machen. Doch dann fangen die Zehen an, zu frieren. Vielleicht ist es gerade dieses Zwicken, was dazu führt, das Drumherum richtig wahrzunehmen?

Um die vielleicht größte Errungenschaft auf den Punkt zu bringen: Ich habe es geschafft, auf eigenen Füßen zu stehen, mich meiner Selbstwirksamkeit bewusst zu werden und für meine Worte & Taten in voller Konsequenz die Folgen zu tragen, sowohl in positiver als auch in negativer Hinsicht. Ich bin ein Jahr lang als bunter Hund durch die Gegend getrabt, diente als Projektionsfläche für allerlei Stereotypen (unvergessen das tägliche „Mr. John! / Peter Crouch! / Pavel Nedved! / Warum hast du Osama getötet!?“ ;-)). Klar habe ich es nicht ohne Hilfe geschafft, doch das ist nicht der Punkt. Aus Lenny ist Mr. Lenn geworden, der sich seiner selbst ein bisschen mehr bewusst geworden ist, die Welt um ihn herum mitgestalten will und gemerkt hat, dass Engagement und Weltoffenheit dafür die Schlüssel sind.

Schnief.

THE END

von Lennard [redacted]

© 2011